

Zeitschrift:	Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber:	Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band:	3 (1923-1924)
Heft:	3
Artikel:	Grundlagen und Grundzüge der deutschschweizerischen Literatur von Haller bis zur Gegenwart
Autor:	Greyerz, Otto v.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-155045

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

muß gepflanzt und gepflegt werden von Menschen, die für den nationalen Eigenwert ein warmes Herz haben, und die Tuldung fremden Wesens muß auf die Liebe zum eigenen gegründet werden. Das ist möglich, weil die nationale Eigenart nicht, wie die religiöse, den Besitz der Wahrheit in sich schließt, die den Irrtum nicht gelten lassen kann.

Unbedingt nötig ist der Abbau der Staatsmacht. Es muß wieder wie vor der französischen Revolution möglich werden, die Aufgaben der Gemeinschaft auf eine Mehrheit von Körperschaften zu verteilen. Erst seitdem der Staat alles in seiner Hand vereinigt, die Versorgung mit Religion und die Pflege der Wissenschaft, die Volkschule und die Nächstenliebe, die Armenpflege und das Verkehrswesen, ist sein Druck für die Völker unerträglich, der Machttrieb zur Allmachtgier und jede Grenzveränderung zum Unglück für die Bewohner geworden.

Bei alledem handelt es sich nicht um Utopien, d. h. um Dinge, die nirgends eine Stätte der Verwirklichung haben, sondern um Forderungen, die alle schon oft verwirklicht gewesen sind; Utopien sind vielmehr die Ziele des Nationalismus und die des Sozialismus. Die Schwierigkeit, die große Frage, ist nur diese: wird es gelingen, den neuen Geist so bald zur Herrschaft zu bringen, daß er wirken kann, ehe uns der alte vernichtet hat? Wir können nicht sehr lange warten. Wir sind schon fast zu Tode gehegt und sollten doch noch vor Einbruch der Dunkelheit ankommen, um nicht umzukommen.

Grundlagen und Grundzüge der deutschschweizerischen Literatur von Haller bis zur Gegenwart.

Von Otto v. Greherz.

Das Werden und Wachsen der schweizerischen Literatur von Hallers Zeiten bis zur Gegenwart gleicht dem Werden und Wachsen eines menschlichen Charakters. Früh schon, in blitzartigen Offenbarungen und triebhaften Taten kündigt der werdende Mensch sich an; aber angelockt und berauscht vom Glanz und Zauber des Fernen und Fremden droht er sich in der verwirrenden Fülle und Manigfaltigkeit der Vorbilder zu verlieren. Doch er erkennt die Gefahr, reißt sich aus den erstickenenden Umhüllungen los, besinnt sich auf seine wahre Natur und stellt den innern Einflang wieder her. Die hundert Jahre von Haller bis Gotthelf und Keller sind für unsere Dichtung die Zeit des Wachstums vom blühenden Jüngling zum voll ausgereiften Mann. Im jungen Haller flammt die Idee auf, in Jeremias Gotthelf ist sie erfüllt, in Gottfried Keller künstlerisch veredelt: aus dem Boden des eigenen Volkstums muß die schweizerische Dichtung erblühen; hier sind die festen Wurzeln ihrer Kraft. Das Gesetz dieser Entwicklung heißt: Werde, was du bist! Bilde dich aus dir selbst, aus deinen innersten Anlagen und gemäß den festen Tatsachen und veränderlichen Bedingungen deines Daseins!

Zu diesen festen Tatsachen und damit zu den Grundlagen der schweizerischen Dichtung gehört die geographische und politische Lage des Landes. Klein an Umfang liegt die Schweiz eingebettet zwischen großen Staaten. Sie wäre beständig in Gefahr, mit Krieg überzogen und erdrückt zu werden, wenn sie ihre physische Schwäche nicht durch eine moralische Stärke wettmache, durch den Wert ihrer Freundschaft und die Unentbehrlichkeit ihrer Vermittlerrolle. Zu beiden, zur Freundschaft wie zur Vermittlung, ist die Schweiz befähigt und berufen durch ursprüngliche Stamm- und Sprachverwandtschaft mit den umliegenden Völkern, durch ihre überlieferte Neutralität, durch alte nachbarliche Beziehungen und Freundschaftsbande und endlich durch die in gemischten Ehebündnissen immer erneuerte und festigte Blutsverwandtschaft zwischen deutschen und welschen Eidgenossen. Deutsch, Französisch und Italienisch sind in der Schweiz gleichberechtigte Landessprachen. Das Zusammenleben, zumal an den innern Sprachgrenzen des Landes, das Zusammenwirken in allen Angelegenheiten, die sich über die Sprachgemeinschaft hinaus erstrecken, führen ganz von selbst zu sprachlichem Austausch und geistiger Wechselwirkung zwischen Deutsch und Welsch. Es hat nicht nur zahlreiche Staatsmänner und Gelehrte, es hat auch, zumal im 18. Jahrhundert, Schriftsteller von Rang gegeben wie Bodmer, Haller, Zimmermann, Bonstetten — alles Deutschschweizer — welche abwechselnd deutsch und französisch schrieben, wie es die Zugerin Isabelle Kaiser heute noch tut; und es gibt immerfort welsche und deutsche Schweizer, die beider Sprachen vollkommen mächtig sind.

Daraus folgt nun aber nicht, daß sich deutscher und welscher Sprachgeist in der Literatur zu einer Einheit zusammenschweißen lassen, die man im Gegensatz zu deutschem und romanischem Wesen als schweizerisch bezeichnen dürfte. Niemand unter uns empfindet etwa Conrad Ferdinand Meyers Dichtung deshalb als schweizerisch, weil in ihr deutsche Gedankenschwere und Gefühlstiefe sich mit romanischer Formenstrenge und -glätte verschmolzen haben. Nein, die Literatur der deutschen Schweiz bleibt deutsche Literatur; die Literatur der französischen Schweiz bleibt französische Literatur, und das Gleiche gilt von der italienischen.

Die Schweiz ist anderseits viel zu klein, um aus sich allein drei Literaturen verschiedener Sprache hervorzubringen. Sie kann die Verbindung mit der Literatur und dem Geistesleben der Nachbarländer nicht entbehren; sie bedarf allenthalben der Anreger und Abnehmer von außen, namentlich von jenseit des Rheins. Gerade C. F. Meyer hat das lebhaft gefühlt. Zusammenhang und Anschluß an das große deutsche Leben betrachtet er als etwas Selbstverständliches und Notwendiges für uns Schweizer. „Ja,“ sagt er in einem Brief von 1887, „ich habe die Stärke dieses Bedürfnisses stets als den genauen Grad unserer gründlichen Bildung betrachtet. Es ist nach meiner Überzeugung ein unermeßliches Gut, daß wir unbeschadet unserer Eigentümlichkeit einem weiteren sprachlichen Gebiet und einer großen nationalen Kultur angehören und uns nicht in einem partikularen Kreise bewegen.“

Unbeschadet unserer Eigentümlichkeit. Denn wir haben zum Glück auch Eigenes, das in sich selbst besteht und das nicht unwürdig ist, als bedeutender Zug in das Gesamtbild des deutschen Schrifttums aufgenommen zu werden. Wir haben nicht nur viel empfangen, wir haben auch etwas geben dürfen. Und schon die bescheidene Vermittlerrolle, die uns aus der Lage unseres Landes erwächst, hat uns erlaubt, der deutschen wie der französischen Literatur wertvolle Dienste zu leisten. Bodmer in Zürich mit seinen zahllosen Beziehungen zum Ausland und seiner vorurteilslosen Entdeckerfreude hat den Anstoß dazu gegeben. Durch Tschärner von Bern sind Hallers Alpen und andere Gedichte von ihm in französischer Übersetzung den Franzosen bekannt gemacht worden. Von da an gehörte Haller in Frankreich zu den gefeierten Dichtern und war der Bann des Vorurteils gegen die deutsche Literatur gebrochen. Klopstock und noch viel mehr Goethe fanden selbst bei führenden französischen Geistern Bewunderung. Namen von europäischem Ruf wie Haller, Zimmermann, Rousseau, Lavater, Joh. v. Müller, Pestalozzi, Bonstetten, Frau v. Staël erhoben sich dank ihrem schweizerisch neutralen Klang über den Kunstkreis nationaler Engherzigkeiten empor und leuchteten als Sinnbilder einer weitherzigen weltbürgerlichen Zusammengehörigkeit. Der Berner Karl Victor v. Bonstetten, zweisprachig gebildet und durch Freundschaften nach allen Seiten hin empfänglich und lieblich gestimmt, vermochte in seinem Hauptwerk „L'Homme du midi et l'homme du Nord“ (1824), das französisch, deutsch und englisch gedruckt wurde, die Eigenschaften des Germanen und des Romanen gerecht gegen einander abzuwägen. Und Frau v. Staël, Genferin von Geburt, schrieb das erste französische Buch, das der deutschen Literatur, soweit sie sie kannte und verstand, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ihr Freund Benjamin Constant, ein Waadtländer, hatte ihrem Erfolg vorgearbeitet. Elf Jahre vor ihrem Buch über Deutschland hatte er Schillers „Wallenstein“ als fünfaktiges Trauerspiel und auch sonst stark französiert erscheinen lassen; aber auch so noch wirkte das Stück, dem eine Betrachtung über das deutsche Drama vorausging, als eine Offenbarung auf die französischen Leser.

Entscheidender aber als all diese deutsch-französischen Vermittlungsbestrebungen war die Parteinahme der Schweiz für die englische Literatur. Die Neigung dazu war seit den Tagen der Reformation schon vorhanden und wurde vom kalvinischen Genf aus genährt. Der eigentliche Bahnbrecher aber für die Wertschätzung der englischen Literatur zum Nachteil der französischen war ein Deutschschweizer, Beat Ludiwig v. Muralt. Als Frucht seiner Reisen nach England und Frankreich brachte er geistvoll und scharfsinnig geschriebene Betrachtungen in Briefform heim, die, 1694 und 98 aufgezeichnet, erst 1725 als *Lettres sur les Anglais et les Français* veröffentlicht wurden. Sie erregten das größte Erstaunen in Frankreich. Man wollte es nicht glauben, daß ein Schweizer, ein Berner obendrein, Geist genug besitze, den Charakter zweier großen Nationen mit aller Seelenruhe und Unbefangenheit zu beurteilen und in einem Französisch, das durch seine Feinheit verblüffte, dem — englischen Nationalgeist den Vorzug zu geben. Unterdessen waren in Zürich Bodmer und Brei-

tinger durch eine englische Wochenschrift auf Bahnen gelenkt worden, die sie zu Milton und Shakespeare und so zu einer neuen Auffassung vom Recht der Einbildungskraft in der Poesie führten. Mit der Begeisterung eines Neulandentdeckers übersetzte Bodmer das Verlorene Paradies. Andere Zürcher folgten seinem Beispiel, so Hans Heinrich Waser, der den Swift, und J. H. Töbler, der den Thomson übertrug. In Basel eiferte Dröllinger, in Bern mit mächtigerem Schwung Haller der philosophischen Dichtung Pope's nach. Shakespeare war noch nicht erobert. Seine ersten Lobredner und Ueberseizer fand er erst 1741 und zwar in Deutschland. Aber schon 1732 hatte Bodmer, in seiner Vorrede zur Milton-Uebersetzung, ihn den engelländischen Sophokles genannt, während Voltaire ihn in seinen Lettres anglaises von 1734 noch als „monstre barbare“ behandelte. Welchen Umschwung das erwachte Verständnis für den englischen Nationalcharakter im geistigen Leben Europas mit sich brachte, welchen Sturm und Drang namentlich die Erkenntnis von Shakespeares urwüchsiger Größe in Deutschland erzeugte, wie selbst Frankreich von der Angloomanie ergriffen ward und den Glauben an die Gemeingültigkeit seines Klassizismus fahren ließ, das ist aus der Literaturgeschichte genügend bekannt. Meine Aufgabe war nur, zu zeigen, welchen Anteil die Schweiz an diesem Wandel gehabt hat. Freilich wirkte ihre politische Abhängigkeit von Frankreich noch lange nach. Französisch gebildete Berner und Solothurner Patrizier wie Sigismund v. Verber, J. H. Rudolf Sinner v. Ballaigues, Ludwig Rudolf v. Erlach, Peter Viktor v. Besenval, schrieben ihre Bücher nur französisch. Französisch ist der ganze Briefwechsel Julie v. Bondelis mit J. G. Zimmermann und Leonhard Usteri; selbst Ostschweizer wie Bodmer und Zellweger korrespondierten französisch miteinander, und der bernische Pfarrer Emanuel Salchi von Stettlen schleppte den alten Zopf noch ins neue Jahrhundert hinüber, indem er seine zahlreichen Hymnen, Oden und philosophischen Gedichte 1807 mit einer „Ode aux poètes lyriques qui veulent chanter Napoléon“ krönte. Aber damit endete nun auch für immer der literarische Söldnerdienst der deutschen Schweiz. Schon hatte, gereizt durch die Fremdherrschaft, die VolksSprache sich zum Wort gemeldet: in der Mundartdichtung der Urschweiz war das deutsche Sprach- und Stammesgefühl zum Durchbruch gekommen. Es gab kein Zurück mehr. Die deutsche Schweiz hatte ihre Sprache wiedergefunden und damit das Gefühl ihrer Zugehörigkeit zum Schrifttum des deutschredenden Auslandes.

* * *

Ganz anders als die geographische Lage hat die Natur unseres Landes auf unsere Dichtung eingewirkt, vor allem die Alpenwelt. Mit einem Hochgesang auf die Schweizeralpen beginnt unsere neuhochdeutsche Dichtung. Nicht bloß für die Schweiz, auch für Deutschland sind Hallers „Alpen“, 1729 entstanden, der Anfang einer nationalen Poesie, nach Goethes Ausdruck. Echt schweizerisch ist der Ursprung dieses großen, ernsten Gedichtes aus der genauen sachlichen Erforschung seines Gegenstandes. Haller, der Naturforscher, folgt den Spuren seines großen Vorgängers, des gelehrten Schenckere. Naturwissenschaftlicher Eifer treibt

ihn, den Bewunderer des fruchtbaren Flachlandes, ins Hochgebirge. Und er entdeckt mehr als merkwürdige Pflanzen und Gesteine; er entdeckt Naturschauspiele von ungeahnter Größe und Schönheit und er atmet die Luft freien patriarchalischen Hirtenlebens. In seinem Gedicht findet zum erstenmal das Alpen-Hochgefühl des Kulturmenschen eine begeisterte Sprache. Und wenn uns auch manche gelehrte Einzelhildierung und Nützlichkeitsbetrachtung darin stören und Überreste des barocken Stils veraltet anmuten — die Grundempfindung, das Gefühlserlebnis ist tief und wahr und es wiederholt sich fort und fort in jedem Schweizer, der in die Hochalpen steigt, um sich die Seele reinzubaden.

Durch Hallsers Gedicht sind die Alpen in die Literatur gekommen. Unsere Alpenpoesie ist aber viel älter. Aus dunkler Vorzeit stammen ihre kindlichen Anfänge in den Bergsagen der Aelpler: Sagen von Berggeistern freundlicher und feindlicher Art, von Zwergen und Erdmännlein und dem hilfreichen Hauri, von Schneefrauen, Bergfeen, Bergseegeistern, vom wilden Dürst und der Sträggele, von den zu Stein erstarnten Riesen, von Drachen und Schlangen. Dann die Sagen von hügenden Gletscherseelen, von verwünschten und gesegneten Alpen, von Paradiesalpen und dem Goldenen Zeitalter, vom Untergang der Blümlisalp, von der Entstehung des Alphorns und dem Ursprung des Kuhreihens. In dieser Volksdichtung kommt das Gefühl der Abhängigkeit des Bergsennen von der Natur, seiner Ohnmacht gegenüber ihren wilden Gewalten und Launen zum Ausdruck. Für ihre Schönheit findet er jahrhundertelang keine Worte. Sein Gefühl dafür verrät sich nur in den Tönen des Fodels, des Kuhreihens, des Sennensliedes und des Alpsegens, die bald jauchzend, bald schwermüdig klingen. Wie alt diese ungeschriebene Bergpoesie ist, weiß niemand. Den Kuhreihen können wir bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts verfolgen, wo das Wort bereits in scherhafter Redensart vorkommt; darum ist die Sache selbst jedenfalls viel älter. Der Kuhreihen und das Fodellied sind wohl die bodenständigste Poesie der Schweiz. Ihre Macht über die Gemüter, über welsche und deutsche, ist heute noch so groß, daß nichts Heimatliches den Schweizer in der Fremde, sei er Kulturträger oder Naturkind, so im Innersten packt wie ein unverkünstelt gesungenes Fodellied. Feder Schweizer, sagt einmal Ste. Beuve, trägt einen ewigen Kuhreihen in der Brust. Es ist wahr, man möchte ihn im Grabe noch hören, als letzten Gruß der Heimat.

Nächst dem Volkslied ist darum keine literarische Gattung so beliebt wie die Dramatisierung des Aelplerlebens in den sogenannten Alpfahrten, Sennensfahrten, Alpaufzügen, Bergkilben oder „Bergdorfszenen“. Bei der einfachsten Aufmachung, wenn nur Kuhreihen und Fodellieder echt tönen und ein paar „Treicheln“ und Ziegenglöckchen sich dreinmischen, geht da von der kleinen Dorfbühne oft eine Wirkung aus, wie sie ein Kunstdrama in der Stadt kaum erreicht. So sehr ist für den schlichten Volks Sinn jedes Abbild des Aelplerlebens Verkörperung echten, freien Schweizertums.

Unsere Alpenpoesie hat sich in zwei Spielarten entwickelt, in einer literarisch-kunstmäßigen, die von Hallsers „Alpen“ ausgeht, und einer lebendig-volkstümlichen, die dem alten Fodel- und Kuhherlied entspringt. An dieses

schließen sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts zwei der frühesten Mundartdichter an, Gottlieb Zäf. Kühn von Bern und der blinde Alois Gutz von Solothurn, beide zugleich Dichter, Komponisten und Sänger ihrer Lieder, die noch heute gesungen werden. An Innigkeit des Naturgenusses, der anbetungsvollen Führung angesichts der erhabenen Schönheit der Alpenwelt übertrifft sie noch der toggenburgische Schulmeister Söh. Zäf. Rüttlinger, den man wohl einen ins Mundartliche übertragenen Haller nennen könnte. Doch sind seine Gedichte (1823—26), weil nicht liedartig verfaßt, dem Volksmund fremd geblieben. Nach ihm versiegt die Quelle des naiveren Alpenliedes. Erst in Meinrad Lienerts „Södler vom Meisterjuzer“ (1893) und in der späteren dreibändigen Sammlung „s Schwäbelpfylfli“ (1913—21) sprudelt sie wieder hervor, aus den Eingeweiden der Schweizerberge diesmal, rein und frisch und fast unerschöpflich.

Die kunstvollere Alpenlyrik hat nach Haller zuerst Sam. Hieron. Grimm von Burgdorf in einer schilderungsreichen „Reise in die Alpen“ (1762) und nach ihm der eine und andere Lyriker in einzelnen gemüt- und gedankenvollen Gedichten fortgesetzt; doch besingen sie ihren erhabenen Gegenstand meist so, wie Rousseau ihn verherrlichte: aus respektvoller Entfernung. Erst C. F. Meyer als still seliger Paßwanderer und nach ihm Adolf Frey in männlichem Ringen mit schneesturmumfausten Felsen- gipfeln haben dem Firnenglanz und der harschen Gletscherluft als Erlebnis aus der Nähe greifbare Gestalt gegeben. Keiner aber hat die dichterischen Wonnen des sportlichen Kampfes um Hochgebirgsgipfel so leidenschaftlich und geistvoll besungen wie Eugen Hauser in seinem „Hochland“ von 1920.

Zur alpinen Lyrik gesellte sich seit dem Anfang des letzten Jahrhunderts die Alpenerzählung, später der Alpenroman. Aus der bald schlicht, bald kunstvoll erzählten Alpensage und der Dorfgeschichte mit alpinem Hintergrund entwickelte sich, unter dem Einfluß der genaueren Vertrautheit der Städter mit der Bergwelt und ihren Bewohnern, die realistische Alpen- erzählung. Schon Zäf. Frey mit seinem „Alpenwald“ von 1858 hatte den Aufstieg aus dem Hügel- und Voralpenland in die alpine Region unternommen. Die schwach realistischen Farben dieser schönen Erzählung verbllassen aber vor dem saftigen Kolorit von Meinrad Lienerts mundartlichen „Flüehblüemli“ (1891) und seinen „Geschichten aus den Schweizerbergen“ von 1894. Fast gleichzeitig (1893) führte Ernst Zahn, der Göschener Gastwirt, mit dem Erstlingswerk „Rämpfe“ in die Urner Berge hinauf. Seinen ersten Novellenband „Bergvolf“ von 1896 überholte rasch der Zürcher Zäf. Böhhart (1898), mit seinen Erzählungen aus den Schweizerbergen „Im Nebel“. Der Band enthielt unter anderem die in der Durchführung eines Volksagenmotivs meisterliche alpine Novelle „Vom Golde“. Darin war bereits ein Thema aufgegriffen, das sich in der Folge als überaus fruchtbar erwies: die Gefährdung der Bergwelt durch die ein- dringende städtische Kultur. Bergbahnen, Fremdenindustrie mit Hotelbau- schwindel und Lakaiendienst, Ausbeutung der bisher unentweihnten Gebirgs- natur durch technische Anlagen, Steigerung der Lebensbedürfnisse, Ueber-

handnehmen des Spekulationsgeistes, Aussterben altehrbarer Sitten und Bräuche — lauter Bedrohungen der wirtschaftlichen und seelischen Volkswohlfahrt und ebenso viele Aufgaben für volkserzieherische Fürsorge: kein Wunder, daß der neue schweizerische Alpenroman sich all dieser Stoffe und der damit verbundenen Fragen und Lösungsversuche bemächtigte. J. C. Christophe Heers „An heiligen Wassern“ von 1898, der erste schweizerische Alpenroman, röhrt noch nicht an jene Probleme, und sein „König der Bernina“ läßt die Gründung eines Kurbades noch als Rettung aus ökonomischer Not erscheinen. Aber dann folgen bald die Bergromane von J. F. Wiedmer, Franz Dermatt, Sabine Kaiser und andern, die mit deutlich volkserzieherischer Absicht die brennenden Lebensfragen der Alpenbevölkerung im Schicksal einzelner oder ganzer Dörfer und Talschaften veranschaulichen. Verfolgt man diese ganze alpine Romanliteratur, so sieht man, wie der Zusammenhang von Mensch und Natur immer deutlicher erkannt wird, doch nicht im Sinn eines unabwendbaren Verhängnisses, sondern eines Schicksals, das der Mensch zum Segen wenden kann. Besonders in Ernst Zahns zahlreichen Bergnovellen und in Herrnrich Federers besten Romanen lebt der Glaube an die läuternde und befreiende Kraft, die immer wieder von den Bergen auf uns niederströmt; ein Glaube, der in dem Titel eines jüngst erschienenen Romans von Gustav Renker: „Heilige Berge“ einen religiös begeisterten Ausdruck gefunden hat.

Und damit wären wir zu Albrecht Haller zurückgekehrt, der, wie sein Vorläufer Muralt, von der providentiellen Bestimmung des schweizerischen Berglandes überzeugt war und die Absicht der Vorsehung im Schutzwall des Hochgebirges erkannte:

Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil sich die Menschen selbst die größte Plage sind.

Die Natur der Schweiz ist manigfaltiger als die irgend eines Landes von ähnlichem Umfang, und so ist auch unsere Dichtung erfüllt von den manigfältigsten Landschaftsbildern und Naturstimmungen. Allein die Alpenwelt ist unsere eigenste Heimat, in der wir unser besseres Selbst immer wieder suchen und finden. Sie ist auch unsere älteste Erzieherin, und aus ihrer Schule haben wir uralte Bräuche und Lehren geholt, die die Zeit noch nicht ganz weggefegt hat. Der Kampf mit dem unfruchtbaren, wilden und gefährlichen Boden, das Gefühl unserer Ohnmacht vor der Allgewalt der Gebirgsnatur haben unsern Lebenssinn und -verstand erzogen. Das überall durch Höhen begrenzte Gesichtsfeld hat unser Auge an nahe und scharfe Beobachtung gewöhnt und die Anlage eines nüchternen Wirklichkeitssinnes noch ausgebildet. Vielleicht findet man die Spuren davon auch in unserer Dichtung.

(Schluß folgt.)